

Sabine Bode (¹⁷2014): Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Stuttgart

Inhalt: Die vergessene Generation – Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen ist ein Buch von Sabine Bode aus dem Jahr 2004. Auf der Basis von Gesprächen beschreibt es die Erinnerungen und Erfahrungen der Generation der Kriegs- und Flüchtlingskindern am Ende des Zweiten Weltkriegs. Es gebe eine Diskrepanz zwischen öffentlicher und privater Erinnerung, von der die bundesrepublikanische Wirklichkeit geprägt worden sei, resümiert die Autorin.

Thesen:

„Der Publizist und Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter, der mir aus Anlass einer Hörfunksendung 1997 einen ersten Weg zum Verständnis der Kriegskindergeneration bahnte, sprach in ihrem Zusammenhang von einer ‚verschwiegenen, unentdeckten Welt, von einer wenig untersuchten und wenig aufgearbeiteten Seite der Geschichte unserer Bevölkerung.‘“ (68)

„Offenbar bedurfte es bei Menschen wie Tilman Moser eines riesigen emotionalen Aufwandes – dem ein langer Prozess des Zweifelns und Abwägens vorausgegangen war -, um sich guten Gewissens der Kriegskindergeneration zuzuwenden. Man kann also sagen: Die Mehrheit der Ärzte und Psychologen verhielt sich nicht anders als die gesamte Gesellschaft. Sie zeigte einfach kein großes Verlangen, den Spuren der Gewalt nachzugehen. Wer sich nicht mit einer eigenen Kriegskindheit auseinandergesetzt hatte, ignorierte die Kriegserlebnisse seiner Patienten. So einfach war das.“ (101)

„Interessant ist, dass selbst in den betroffenen Familien detailliertes Wissen über das, was Eltern und Großeltern widerfahren ist, vielfach zurückgehalten wurde. Man kann sagen: Bei den jüngeren Deutschen ist über das millionenfache Vertriebenenschicksal wenig bekannt. Die heute vierzigjährigen Kinder der ehemaligen Flüchtlingskinder haben häufig keine genaue Vorstellung davon, wie viel Zeit damals vergangen sein mochte zwischen dem Verlassen der Heimat und dem Ankommen irgendwo in Sachsen, Bayern oder Norddeutschland. Wochen? Monate? Womöglich länger?“ (112)

„Es gibt also eine wissenschaftliche Bestätigung dafür, dass Patienten ihr Überflutetwerden nicht beschreiben, sondern, wie häufig beobachtet wird, nur ängstlich zitternd über sich ergehen lassen können. Dies ist auch der Grund, warum viele Patienten zunächst über den Kommunikationsweg Sprache nicht zu erreichen sind und warum das unbedachte ‚Darüberreden‘, das therapeutisch gut gemeinte Ansprechen einer traumatischen Situation schädlich sein kann, weil es beim Gegenüber neue Flashbacks auszulösen vermag.“ (209)

„Wie schon am Anfang dieses Buches dargestellt, weiß die Forschung noch viel zu wenig über die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Kindergeneration. Aber erst recht fehlt es an gezielten wissenschaftlichen Untersuchungen über die Auswirkungen von Kriegstraumata in den Familien, in den nachfolgenden Generationen. ‚Das sind kollektive Geheimnisse‘, stellt die Ärztin und Traumatherapeutin Luise Reddemann mit Nachdruck fest. ‚Und ich bin mehr und mehr davon überzeugt, das betrifft hierzulande fast jeden. Man müsste eigentlich bei jedem Menschen, der Schwierigkeiten hat, nachfragen: Wie war das bei Ihnen zu Hause? Und was war mit Ihren Eltern im Krieg? Und was war mit ihren Großeltern? Wo waren sie? Was haben sie gemacht?‘ In ihrer Zeit als Leiterin der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie in Bielefeld fand sie zu der Überzeugung: Nicht nur Menschen der Kriegsgeneration können unter den Folgen ihres frühen Traumas leiden. Es gibt auch eine Verschiebung in die zweite und dritte Generation. Die Symptome sind die gleichen. Deshalb, so Luise Reddemann, sei auch bei jüngeren Patienten gezieltes Nachfragen so wichtig.“ (247)

„Es gibt Kriterien, mit deren Hilfe sich der Behandlungserfolg in etwa voraussagen lässt. Man weiß, unter welchen Bedingungen sich Patienten wieder gut erholen und welche Umstände eine Genesung verhindern. Günstig ist es vor allem, wenn ein Opfer den Trost der Gemeinschaft erfährt. Das kann eine Familie sein, aber auch die ganze Verwandtschaft, oder noch besser: wie in bestimmten afrikanischen Traditionen, das ganze Dorf. Wichtig ist, dass einem Menschen vor einem Kreis von Zeugen gesagt wird: Ja, dir ist Unrecht widerfahren. Ja, es gibt allen Grund, dass du zurzeit mit deinem Leben nicht gut zurechtkommst. Es ist normal, dass du jetzt verwirrt oder unendlich traurig bist. Es ist gut, zu weinen und sich anderen Menschen anzuvertrauen.“ (269)

„Als ich nach Frankfurt fuhr, um dort Micha Brumlik zu interviewen, hatte ich mit vielem gerechnet, aber nicht, dass ich bei unserem Gespräch noch einmal den Erkenntnissen der Täter-Opfer-Forschung begegnen würde. Ich hatte ihn besucht, weil er in einer Veröffentlichung Deutschland ‚eine traumatische Kultur‘ genannt hatte, und das fand ich bei einem Holocaust-Forscher jüdischer Herkunft

ungewöhnlich. Gleichzeitig war seine Aussage unmissverständlich. Sie hieß: Das Grauen, das die Vernichtungslager auch später noch in den Seelen der überlebenden Opfer verbreiteten, war weit schwerer zu ertragen als das Nachwirken von Kriegsgewalt, Bomben, Flucht und Hunger. ‚Gleichwohl ist es wichtig, dass die Deutschen auch ihre eigenen Verletzungen wahrnehmen‘, sagte Brumlik, ‚denn solange dies unterbleibt, können sie nicht wirklich Empathie, sprich einführendes Verständnis für andere Opfer entwickeln.‘ Dabei hatte er vor allem jene Jahrgänge im Blick, die nun dem Ruhestand zustreben oder sich bereits darin eingerichtet haben.“ (276)

„Seit 2004 kommen Menschen zu meinen Lesungen, weil sie Kriegskinder sind. Jedes Mal bestätigt sich: Das Neue an der Thematik ‚Kriegskinder‘ sind nicht die Schrecken des Krieges. Es ist seit langem bekannt, dass Kinder ganz besonders unter kollektiver Gewalt leiden. Neu ist, dass es sich hier um eine große Gruppe von Menschen handelt, die in der Kindheit verheerende Erfahrungen machten, aber über Jahrzehnte in der Mehrzahl gar nicht das Gefühl hatten, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Denn es fehlte ihnen der emotionale Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen.

Bei meinen Lesungen haben sich im Laufe der Zeit die Schwerpunkte des Austauschs mit den Besuchern verschoben. Im ersten Jahr erlebte ich häufig folgende Situation: Nachdem ich einige dramatische Fälle von Menschen mit unverarbeiteten Kriegstraumata vorgestellt hatte, waren die ersten, die sich aus dem Publikum zu Wort meldeten, in der Regel zwischen 1928 und 1932 Geborene. Sie sagten, man könne mir im Wesentlichen nur recht geben, die Zeiten seien schrecklich gewesen, aber im Grunde habe man dies alles ‚sehr ordentlich‘ gemeistert. Das heißt: Sie identifizieren sich in keiner Weise mit denen, deren Schicksal gerade zur Sprache gekommen war, und sie schilderten zur Bestätigung ihrer Aussage eigene dramatische Erlebnisse, immer mit dem Zusatz, man habe sie gut bewältigt.

Wenn Besucher keinerlei Empathie für jene Kriegskinder erkennen ließen, die im Alter unter den Spätfolgen litten, konnte es geschehen, dass in den hinteren Reihen drei Menschen aufstanden und die Veranstaltung verließen. Später wurde mir klar, wer sie waren und warum sie gerade diese Art der Wortmeldungen nicht ertrugen. Es handelte sich um ‚jüngere Geschwister‘. Offenbar hörten sie einen Subtext, der lautete: Wer heute noch an Kriegserlebnissen leidet, ist selbst schuld oder grundsätzlich labil veranlagt.“ (285f)

„Auffällig waren zwei Erinnerungsmotive, die bei fast allen Veranstaltungen während der ersten zwei Jahre zur Sprache kamen (danach jedoch kaum noch): Im ersten Fall handelte es sich um Traumata durch Tiefflieger. Es waren immer die gleichen Sätze: ‚Ich konnte den Piloten sehen! Wie ist das

möglich, das Männer auf Kinder schießen?’ Fragen dieser Art lassen Menschen ein Leben lang nicht los. Die erlebten Ängste sitzen tief, sehr tief.

Bei dem zweiten Erinnerungsmotiv ging es darum, dass Dreißigerjahrgänge Zeugen von nationalsozialistischer Gewalt gewesen waren. Als Kinder hatten sie gesehen, wie Zwangsarbeiter gedemütigt wurden, wie jüdische Nachbarn auf einen Lastwagen aufsteigen mussten, wie Truppen von Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen vorbeizogen – und wie erbarmungslos sie behandelt wurden, wie verhungert sie aussahen. Die meisten Eltern sagten nur: ‚Guck da nicht hin.‘ Gerade den damals kleineren Kindern, deren Gerechtigkeitsgefühl noch nicht von den Unter- und Herrenmenschenkategorien verbogen war, haben sich die Szenen von Entrechtung und brutaler Misshandlung tief ins Gedächtnis eingebrannt.“ (290)

Aus dem Nachwort von Luise Reddemann:

„Wie jeder weiß, waren die Kriegskinder keine Täter. Wie kommt es, dass es uns bisher nicht möglich war, die Kinder aus deren eigener Perspektive zu betrachten? Es wird nötig sein, das zu tun, und dafür unternimmt Sabine Bode mit ihrem Buch einen bedeutsamen Schritt. Ich möchte eine Hypothese wagen: Man hat uns wissen lassen, dass unsere Eltern ‚Verbrecher‘ waren oder ‚Mitläufer‘, jedenfalls keine ‚guten Menschen‘. Es hat niemanden, auch uns selbst nicht, interessiert, was das dem Kind – später dem Kind in uns – ausgemacht hat. Wir haben das geschluckt. Wir waren verwirrt, und was wir auch dachten und taten, es war falsch. Wenn wir die Täterseite in unseren Eltern sahen, dann übersahen wir, dass sie auch Opfer waren, jedenfalls viele. Wenn wir die Opferseite sahen, dann übersahen wir die Täterseite.

Man braucht viel innere Arbeit, um beides innerlich auszuhalten. Wir, die Kinder der ‚Täter‘ und ‚Mitläufer‘, müssen uns heute erlauben, aus der verinnerlichten Sippenhaft herauszutreten und unser eigenes Leben zu wagen. Wir haben uns durch diese verinnerlichte Sippenhaft eines Stücks unseres eigenen Lebens beraubt. Und es scheint mir an der Zeit, dass wir uns dieses unser Leben zurückholen. Wir werden den Teil, der nicht zu uns gehört, innerlich unseren Eltern zurückgeben müssen und lernen, die Scham und Trauer zu ertragen, dass sie nicht die Eltern waren, die wir uns wünschten.“ (300)

Köln, im Mai 2018

Harald Klein